

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 50.

Donnerstag, 28. Februar.

1929.

(16. Fortsetzung.)

Feuer auf den Höhen.

Roman von Elfe Wibel.

(Nachdruck verboten.)

Doch auch das geht vorüber, ohne daß Sep Sollern, wie er es eine Zeitlang ernstlich befürchtet hat, die Hand Anna-Dorothees, die immer leicht über den Arm ihrer Mutter streicht, gefaßt und mit einem harten Griff beiseite geschoben hätte. Entschieden jedoch ist es ein großes Glück, daß Benita Mironow jetzt aufsteht und leichtthin bestimmt: „Ich werde mit den Kindern noch ein wenig am See entlang gehen. Kommen Sie mit?“ —

Die weißen Vögel fliegen um die Frau. Sep Sollern sieht zu ihr hinüber, wie sie ihnen Futter in erhobener Hand hinhält. Die Kinder sind unermüdet in ihren Gesprächen, die alle um die Reise gehen.

„Wenn man das so hört, ist man geneigt, anzunehmen, daß Ihr Aufenthalt ungefähr auf Jahre berechnet ist.“ Sep Sollern gelingt der scherzhafte Ton nicht ganz.

Benita läßt den Arm sinken. Sie sieht den Vögeln nach. „Jahre — nein. Aber viele Wochen vielleicht.“

„Also doch Ewigkeiten, oder was man so nennt. Das ist unerträglich“, fügte er leise hinzu.

„Wir können uns schreiben“, sagt sie etwas hilflos.

„Das werden wir nicht.“ Sie werden es nicht tun, weil Ihnen die Zeit dazu fehlt und wohl auch die Lust im Getriebe der großen Welt, die Sie bald wieder umgibt. Ich schreibe überhaupt nie. Papier statt lebendigem Blut, das schätze ich nicht. Im gesprochenen Wort ist doch immer irgendwie ein Stück des anderen. Sofern er überhaupt eigenes besitzt. — Briefe zu schreiben verstehen die wenigsten Menschen mehr. Ich jedenfalls bin Sünder darin. Also. Ich lasse es und fahre selbst dorthin, wo ich etwas zu sagen habe.

Das letzte sollte ebenso beiläufig klingen, wie das anfänglich Gesagte. Aber solch leidenschaftliche Entschlossenheit war in seiner Stimme, daß die Frau, als habe sie einen Schwur empfangen, ihm beide Hände reichte. „Ja. Ja, bitte, tun Sie das.“ Dann wendet sie sich und geht ohne ein Abschiedswort den Weg zurück.

Was Aglai Bezingen auch unternimmt — immer ist ein gewisser Tumult, quirlendes Durcheinander, Aufmachung und gänzliche Nichtachtung aller nicht zu ihrem Kreis gehörender Menschen dabei.

In diesem Stil gestaltete sich auch der Empfang Benitas und ihrer Töchter am Bahnhof der kleinen Universitätsstadt, die die Eisenbahnstation für Starhof, das Hauptgut der Bezingens, ist.

Eine knabenhaft schlank Frau nimmt Benita und ihre Töchter mehrmals in die Arme und sprudelt ein Willkommen über sie her. Sie hat ein schmales, äußerst raffiges Gesicht, in dem der große Mund mit den vorstehenden Zähnen stört.

Ein paar grauhaarige Diener und etliche klaffende Hunde sind in ihrem Gefolge.

Endlich entwickelt sich auch ein ungewöhnlich großer, gut gewachsener Jüngling heraus, der als der Sohn Jaspers vorgestellt wird.

Es ist schwer zu glauben, daß der blonde, junge Riese der Sohn dieser nußbraunen, ewig bewegten Aglai sein soll, die zu gleicher Zeit begrüßt, erzählt

und hundert Befehle austeilt, die alle sogleich widerufen werden.

Aber Jasper Bezingen scheint all das gewöhnt zu sein. Er ordnet mit größter Ruhe den Abtransport der Menschen und des Gepäcks an und setzt sich dann selbst an das Steuer der Limousine. Dort bleibt er gelassen, während seine Mutter, die noch nicht Zeit gefunden hat, Platz zu nehmen, mit ein paar rasch aufgetauchten Bekannten aus der Stadt einige Verabredungen trifft.

Jasper Bezingen wendet sich in den Wagen zurück und sieht sich suchend um: „Tante Benita, gestattetst du, daß das Fräulein hier vorne bei mir sitzt?“

„Gott, Junge.“ Seine Mutter unterbricht rücksichtslos den Plan zu einer Polopartie, den man ihr — der selten Erreichbaren — eben unterbreitet. „Was soll denn das? Ihr nennt euch doch natürlich du. Ihr seid doch Verwandte! — Also raus, kleine Anna-Dorothee und nach vorne.“ Ich komme sofort! Da muß nur noch. Gut, Geheimrat Meuters wird ein eigenes Pferd reiten. Na schön. Dann stimmt die Sache.

Endlich ist alles erledigt, und Aglai Bezingen steigt ein.

Über den geschlossenen Wagen Schlag setzen dann die Hunde ihr noch nach und müssen untergebracht werden, was zu Konstanzens Entzücken auf den leeren Wagen sitzen geschieht.

Jasper Bezingen läßt den Motor laufen.

„Büßchen reichlich lebhaft geht es um meine Mutter her zu, nicht wahr? Ich nenne sie übrigens nie Mutter. Das wäre eine Stilwidrigkeit. Muschi heißt sie einfach. Es paßt viel besser.“

„Unsere estnische Kinderfrau sprach immer von unserer Mamasha.“ Dabei blieben wir. Wie drollig. Mamasha klingt doch ganz ähnlich.

Sie lachen beide vergnügt über diese Feststellung. Irgendwie scheint ihnen damit eine Gemeinschaft vorhanden, etwas Bindendes, das sie als unerwartete Freude genießen.

Die menschenleere Vorstadtstraße entlang fliegt der Wagen, sicher und besonnen gelenkt. Aber dann ist Jasper Bezingen plötzlich genötigt, die Bremse zu ziehen, denn ein Schirmgriff klopft ungeduldig seinen Rücken. Muschis Zeichen zum Halten. Erfahrungsgemäß ist etwas vergessen. Man wird umkehren müssen.

„Hast du Befehle?“ sagt er artig und ernsthaft.

„Ich habe nur eben mit Benita das Programm für heute abend besprochen. Also es paßt ihr, wenn wir hier bleiben. Sie und ich. Wir werben uns „Peer Gynt“ anhören mit dem Berliner Gast. Du fährst mit den Mädels gleich nach Hause. Nett für dich, Jasper, nicht wahr. Ja. Ja. und vom Gepäckwagen muß nachher Benitas Koffer herunter. Willst du das wohl veranlassen. Der Abendtoilette wegen.“ Und. . . halt, mein Jung, so rasch geht das nicht. . . fahre am Hotel Monopol vor. Ich habe mir deinen Freund Wilbrecht dorthin bestellt. . . die Arrangements mit den Zimmern und den Kellnern habe ich. Er nimmt mir das alles so hübsch ab.“

„Hat Wil Rennberg zugesagt?“ Ein klein wenig dunkel klingt die frische Stimme . . .

„Natürlich! Ich verabredete mich an der Bahn mit ihm. Sahst du ihn denn nicht? Er kam wegen der Polopartie, Sonntag . . .“

„Also Hotel Monopol, erste Station, schön . . .“

Der Wagen fliegt . . . siebzig . . . achtzig . . . auf der Landstraße . . . das nennt Muschi eine langweilige Bummellei.

„Tempo, Tempo . . .“

Es verläuft alles programmäßig, wie offenbar jedes Ding, das Jasper Bezingen aufzieht . . . Er küßt am Hoteleingang Benita und seiner Mutter die Hand und sagt dann im Einklang so nebenher: „Wil steht im Examen, Muschi. Man wird ihn zeitig heute abend beurlauben müssen. Gestatte, daß ich dich darauf aufmerksam mache . . .“

Seine Mutter winkt ihm über die Schulter zurück und reicht die Linke dem jungen Rennberg, der unter dem Glasdach des Vorbaus auf sie wartet.

Drinne reißt Wil Rennberg dem Vistungen die Tür aus der Hand und bleibt respektvoll stehen. Aber Aglai Bezingen meint erstaunt, sie verlange, daß ihr Reisemarschall sie feierlich in die Zimmer geleite, die er für sie ausgelacht habe . . . Und der elegante Junge mit dem dunklen Römerkopf tut es mit einer gewissen müden Grazie.

Die Tür zwischen den beiden Räumen, die für Benita Mironow und ihre Verwandte bereitgehalten sind, ist weit offen. Benita hört etwas abwesend das lebhafteste Sprechen Aglai Bezingens.

Aglai sitzt in einem niederen Polsterstuhl und hat den einen Fuß über den anderen geschlagen, so daß ihre schlanken Beine äußerst plastisch zur Geltung kommen. Sie knüpft an dem kleinen Wildlederhandschuh herum.

Wil Rennberg sitzt vor ihr. Er ist sehr bemüht, geradeaus und Jasper Bezingens Mutter in das Gesicht zu sehen.

Endlich scheint die Sache mit den Handschuhen beendet zu sein. Aglai Bezingen steht auf und geht quer durch das Zimmer. In dessen Mitte bleibt sie stehen und wendet sich nach dem jungen Menschen um. „Eine Frage, Wil: ist es wohl sehr unpassend, wenn ich mir in Ihrer Gegenwart die Hände wasche?“

Benita hört das Rücken eines Stuhles. Wil Rennberg verbugt sich, indem er eine leise Liebenswürdigkeit sagt.

„Danke . . .“, sagt Aglai Bezingen herzlich.

Der Wagen surrt über die Landstraße. Dunkle Bäume fallen zurück. In einem grünblühenden Wasser spiegelt sich ein Schloß. Frierende Felder breiten sich unabsehbar . . .

Aglai Bezingen greift nach der Pelzdecke und stopft sie fester um ihre mageren Glieder. Sie fröstelt ein wenig.

„Verdammt kalt ist es bei uns. Oder wirkt sich nur mein Katzenjammer so aus? Ich bin halbtot. Erst der melancholische Peer, dann der südlich temperierte Wil. Ree, Kinnings . . .“ Übrigens schade, daß du gleich auf dein Zimmer bist nach dem Theater. Es sah sich noch sehr gemütlich in der Halle. Wil Rennberg versteht sich außerordentlich auf das Mixen. Er kann es mit dem besten Fachmann aufnehmen. Schließlich versuchte ich es auch. Es ging leidlich. Beinahe so gut wie auf dem Dampfer nach Teneriffa . . .“ Sie läßt ihr aufreizendes, halblautes Lachen . . .

Die Jungens fuhren damals mit, Wil und Jasper. Später trennten wir uns. Ich besuchte mit Wil allein die Bananenplantagen seiner Mutter. Es war sehr amüsant . . . Gute Nacht . . . In einer halben Stunde sind wir da. So lange penne ich noch . . .

Benita Mironow legt sich in die Kissen des Wagens zurück, der jetzt von der Straße in einen sandigen Landweg einbiegt. Sie hat die Augen halb geschlossen . . . Da ist das Bild wieder vor ihr . . . Seit seine erschütternde Schönheit sich gestern in den dunklen Zuschauerraum des kleinen Theaters ergoß, steht sie es.

Graue Felsen, starrend in ungeheurer Verlassenheit. Violette Schatten drohen dazwischen. Ganz ferne glüht, vom letzten Licht des Abends getroffen, die Spitze eines Berges voll Verheißungen. Es ist Sep Sollerns Bild. Unter vereisten Tannen aber ist die Hütte, todeinsam, vergraben im Schnee. Vor ihr steht Solweig. Sie wartet . . . Sie wird viele Jahre auf Peer warten. Ihre Haare sind grau, wenn er endlich vor ihr steht und sie ihn in den Armen hält.

In der unaussprechlichen Hingabe ihrer Liebe liegt der Mann dann gebettet. Und um die beiden ist die schluchzende Erlösung des Liebes.

Benita fühlt unaufhörlich das zitternde Brennen, das es in ihr Blut gegossen. Und es scheint ihr vollkommen sinnlos, auf fremden Straßen zu fahren, weit weg von Sep Sollern.

Aglai Bezingen erwacht. „Auch gepennt? Na siehst du, das geschieht also auch solch soliden Leuten wie dir hast du was Nettes geträumt?“

Sie wartet die Antwort nicht ab. Da vorne ist der Schauplatz des Bezingenschen Familienidylls. „Ganz standesgemäß von außen, nicht?“ Die Hupe schreit ihren Dreiklang dem langgestreckten Herrenhaus entgegen, das inmitten der Wirtschaftsgebäude liegt. Dahinter sieht man die hohen Parkbäume.

Wie der Wagen in das Tor einschwenkt, das zwei marmorne Urnen krönen — es ist, wie das Haus selbst, aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts und äußerst gut erhalten — kommen auf die breite Treppe ein paar Diener. Sie tragen die mausegraue Livree jetzt mit roten Aufschlägen. Dahinter stehen zwei Mädchen in der üblichen Tracht wohlzogener Kammerzofen. Die langen weißen Bänder ihrer Rüschenhäubchen flattern. Gerade wie man anfährt, treten die Familienmitglieder in die Mitte der Gruppe.

Benita ist völlig verwirrt, weil sie im ersten Augenblick durchaus nicht erkennen kann, welcher der beiden großen, blonden Menschen, mit den frisch geröteten Gesichtern, Jasper der Vater ist. Bis sie bei der sehr herzlichen Begrüßung dann entdeckt, daß das Haar des Älteren einen weißen Schimmer an den Schläfen zeigt und um den bartlosen, schmalen Mund verborgene Skepsis liegt.

Die Kinder scheinen schon völlig eingewöhnt und nach dem festlichen Empfangsmahl sitzt Benita mit ihnen auf dem Balkon, der vor ihrem Zimmer ist. Die riesigen Parkbäume geben dünnen Schatten. Dazwischen sieht man endlose Nischtopfeln, ein kleiner Teich blinkt. Konstanze spricht ununterbrochen und aufgeregt von allem Neuen, das seit gestern erlebt wurde. Aber Anna-Dorothee sitzt still und mit einem Ausdruck tiefinneren Frohsins, der ihre Mutter beglückt.

„Es ist wie zu Hause“, sagte sie, als Konstanze einen Augenblick ganz erschöpft schweigt. „Alles ist, wie es war, bei uns. Und Jasper sagt, im Sommer sei es gelb von Lupinen und Roggen. Weißt du, so wie bei uns, wenn man dachte: oben ist das Meer von Gold und unten, über den Klippen ist es wie geschmolzener Stahl . . .“ Jasper sagt, das müsse er sich einmal ansehen . . . (Fortf. folgt.)

Wenn je der Tod . . .

Wenn je der Tod mein Leben schmücken sollte
Mit echtem Ruhm, erbitte ich nur Eines:
Beraubt mein Dasein nie des Dämmerlichtes,
Erhellst nicht künstlich, was ich hehlen wollte.

Aus welchem Grund ich stieg, ob mir des Rheines,
Ob mir der Weichsel Flut zu Füßen rollte,
Ob ich verdarb, ob man mir Ehren sollte,
Dies alles ist für große Herzen Kleines.

Drum wälzt nicht um die staubigen Register,
Und fragt nicht suchend nach im Heimatland!
Ich kam, ich war, und ging zurück zur Krume.

Der Wissenschaft neugieriger Philister
Wühlt in dem Beete, wo die Rose stand,
Allein der Weise freue sich der Blume.

Hermann Burte.

Die Eierschlacht von Santa Cruz.

Von Volkmar Iro.

Sennor Enverado kaufte schon seit Neujahr Eierschalen. Zwei Dubend für einen Boliviano. Jedes Quantum ganze oder halbe Eierschalen. Lebensmittel waren sonst im Geschäft des Sennor Enverado nicht zu finden, er besaß den größten Kleiderladen von Santa Cruz, führte Stoffe aller Farben, hohe Filzhüte, bunte Mützen und Pariser Damenhüte, seine Firma war tonangebend für die Mode von Santa Cruz. Trotzdem kaufte er seit Neujahr Eierschalen.

Was man damit anfangen sollte, wußte er selbst nicht, denn die Idee stammte von seinem Kompagnon Mr. Blad, dem er in allen Angelegenheiten der Kellame blind vertraute. Blad kam von den Goldminen in Cochamba, hatte früher im Norden Boliviens in Gummi spekuliert, dabei ein Vermögen verloren, in Cochamba wieder von vorne angefangen und wollte nun mit den in Goldkörnern gemachten Ersparnissen sein Glück in der Firma Enverado versuchen. Organisierte, machte eine wüste Kellame und zog die Gauchos beim Arm in den Laden. Jetzt ließ er Eierschalen aufkaufen und verweigerte Sennor Enverado hartnäckig Auskunft über den Zweck dieses Unternehmens.

Santa Cruz de la Sierra beherbergt ungefähr zwanzigtausend Einwohner, zeichnet sich durch einen ungeheuren Reichtum an Kakerlaken und Wanzen aus und ist so ziemlich die entlegenste Stadt Südamerikas. Der nächste Hafen liegt mehr als tausend Kilometer entfernt, die Post kommt von Buenos Aires und braucht über die Saumwege der Cordilleren herüber mehr als vier Wochen, jeder Maultiertransport von Grammophonen, Spiegeln, Damenhüten und anderen Kulturbedürfnissen bedeutet stets ein Ereignis für die Kaufmannschaft.

Trotz dieser riesigen Entfernungen von den nächsten Städten der Zivilisation werden in Santa Cruz sämtliche Feste Spaniens mit größter Pünktlichkeit und unheimlicher Ausdauer gefeiert.

So dauert der Fasching Tag und Nacht von Sonntag bis Mittwoch, ununterbrochen wird getanzt, ganz Santa Cruz betrinkt sich in diesen vier Tagen und Nächten. Die wenigen Reichen mit Kognak und Sekt, die übrige Bevölkerung mit Chichabier und Zuderrohrschnaps. Die runden Bierfässer aus Ton stehen vor jedem Haus, jeder kann trinken, so viel er will, man sperrt Geschäfte und Amler, Plantagenarbeiter und Estancieros kommen in Rudeln von den umliegenden Siedlungen, reiten, fahren und wandern oft eine halbe Woche, um den Fasching in Santa Cruz zu verbringen, man zieht hinter den Gitarren, Orgel Pfeifen und Trommeln, brüllt, singt und jöhlt, man schwant von einer Gesellschaft in die andere, denn jedes bessere Haus gibt seinen "Bale" und die Stadt zählt ungefähr fünfzig solcher Familien, die sich gegenseitig vier Tage lang zum Essen, Trinken und Tanzen anfeuern, man wirft auf den Straßen Konfetti und Queffalos, das sind mit weichem Schaftale gefüllte Eierschalen — dieses zweifelhafte Vergnügen des Eierwerfens ist eine besondere Spezialität von Santa Cruz!

Kein Mensch weiß, warum man sich gerade im Fasching die Kleider mit halbflüssigem Schaftale besudelt, niemand weiß, woher diese sonderbare Sitte stammt, aber es gehört nun einmal zur Tradition der Stadt und man findet diesen alten Brauch unerhört fabel!

Am Abend des Faschingdienstag stieg die alkoholische Stimmung von drei Tagen ins Wilde. Auf der Plaza de la Concordia vor dem Regierungsgebäude tobten sechs Kapellen zur gleichen Zeit um das Denkmal des kolumbianischen Generals Bolivar, dann zogen Haufen kostümierter Arrieros, rothhäutige Indios mit farbigen Brillen, gelbe Halbblutspanier mit Frau und Kind in den verrücktesten Masken durch die Calle Florida, die spanischen Honoratioren und Estancieros standen Spalier und klatschten und jetzt begann die alljährliche, große Eierschlacht von Santa Cruz!

Jede Familie hatte seit Wochen ihre Eierschalen gesammelt, sämtliche Kisten des Sennor Enverado waren leer, und nur die ganz armen bettelten um gefüllte Eier. Die Jugend von Santa Cruz stand auf den kleinen, altspanischen Balkons, hatte Haufen von Wurfgeschossen vor sich aufgestapelt und schleuderte, zielte, jeder Schuß ein Treffer. Es ging unter Gebrüll und Musik gegen die weißgekleideten italienischen Franziskaner, gegen die steifen Röde und Halbplinder der vornehmen spanischen Damen, gegen Offiziere und Gauchos, es klatschte, tropfte und kleebe, und auch Mr. Blad hatte seine Freude an dem harmlosen Vergnügen der Cruzenos.

Zwei Tage später belebte sich das Geschäft des Sennor Enverado. Zwei Patres der italienischen Mönche machten eine größere Bestellung auf weißes Tuch und jammerten über die große Ausgabe: man konnte die weißen Kutten trotz allen Waschens nicht mehr rein bekommen, jeder Eierwurf

hatte große, blauschwarze Flecken hinterlassen. Nach den Patres erschien der Apotheker mit seiner Frau, fluchte, erklärte, er werde im Municipio einen Antrag auf Abschaffung dieses Unfugs stellen, kaufte ein neues Kleid für seine Gattin. Dann Sennora Balisa mit ihrem Töchterchen, Sennora Espadella, etliche Estancieros, die Eile hatten, um wieder auf ihre Gutshöfe zu kommen und zuvor noch beim Schneider ihre Bestellung machen wollten.

Sennor Enverado bedauerte, tröstete, hob Ballen auf Ballen von den Stellagen, nach vier Tagen war sein Lager fast geräumt und Mr. Blad tauchte wieder auf. Nieß sich die Hände, kalkulierte, verriet, trotzdem ihn sein Kompagnon bestürmte, mit keinem Wort, welchen Farbstoff er in den Schaftale gemischt hatte: Denn die Eierschlacht des Faschingdienstag gehört in Santa Cruz de la Sierra zur uralten Tradition und die waderen Cruzenos werden sich diesen Niesenspaß auch im nächsten Fasching wegen ein paar verdorbener Röde nicht nehmen lassen!

Die Muschel.

Von F. Schröghamer-Heimdal (Passau).

Voreinst ist einer aus dem Böhmerwald nach Amerika gefahren, einer Mutter Sohn, frisch und kühn wie der hohe Wind, der über die Wälder weht.

Weil ihm das Fahren über die Meere so wohlgefiel, nahm er Dienst auf dem Segler, mit dem er die Ausfahrt in das fremde Land gewagt hatte.

Einer Mutter Zahren, eines Bräutleins Sehnen, der Brüder und Schwestern Wehgedanken wanderten hinter dem Fahrenenden her und suchten ihn auf dem weiten Gewoge der unendlichen Wässer.

Da kam der erste und letzte Gruß von dem Fernen: eine Meermuschel, länglich geschweift, mit rosafarbenem Schimmer auf der glatten Wölbung und mit einer seltsamen Vertiefung nach innen, aus der es wie fernes Brausen kam.

Solch eine Muschel war ein wahres Wunder damals im Waldland. Niemand hatte vorher dergleichen gesehen.

Aber niemand hat fürder noch etwas von dem fernen Weltfahrer gehört.

Die Muschel war sein erster und letzter Gruß an die Heimat, weil das Schiff, mit dem er ausfuhr, für alle Zeiten verschollen blieb.

Einer Mutter Zahren flossen vergeblich um den Vermissten. Eines Bräutleins Sehnen verzehrte nur das eigene Herz. Der Brüder und Schwestern Wehgedanken blieben ohne Widerhall.

Und am Wandgesims der Waldbauernstube ruhte die Muschel aus dem Meeresgrunde und wunderte in das gewenigst alosende Herdfeuer, an dem eine Mutter in Gedanken an den Verschollenen kniete.

Da nahm sie die Muschel vom Sims und liebkoste den letzten Gruß des Meerverstürmten. Und wie sie die Wangen daran schmierte, kam aus der Öffnung der Muschel ein gewaltiges, donnerndes Rauschen, wie das Brausen aller Meerwasser in den Tiefen der Abgründe, darin der Verstürmte ruhte.

Die Mutter konnte das Ohr nicht von der Muschel lassen, aus der ihr die Tiefen der Meere den letzten Gruß des Sohnes zurückschickten.

Aber das Bräutlein nahm ihr die Muschel lachte aus der Hand, legte das eigene Ohr daran und horchte hingegossen in das Wehklagen der Meere um ihren Liebsten.

Wandernd machte die Muschel ihren Weg von Bruderhand zu Schwesterhand, und des wehen Wanderns über das gewaltige Rauschen der kaum spindelgroßen Muschel war kein Ende.

Auch die Dorigenossen kamen und lauschten dem Brausen des Weltmeeres in der kleinen rosensfarbenen Muschel, die ihnen wie ein Menschenherz war, aus dem die letzte Not des meerverstürmten Heimatsohns ergreifend aufweinte.

Geschlechter kommen und gehen.

Einer Mutter Zahren sind längst verfliegt in dem kleinen Kirchhof, darin man sie zur ewigen Ruhe bestattete.

Eines Bräutleins Sehnen hat sich gesänftigt bei Kinderwiegen in anderer Stube.

Der Geschwister Wehgedanken sind auf fremden Höfen und in anderen Sorgen verfliegen.

Aber die Muschel auf dem Herdgesims des alten Heimathofes braust noch immer und ungeschwächt ihr ewiges Lied von Meerestiefen und von einem Verschollenen, von dem die Heutigen kaum noch den Namen wissen.

Und die Muschel wird nach tausend Jahren noch in alter Wunderkraft rauschen, wenn noch ein Mensch ist, der sein Ohr daranlegen und die gewaltige Totenklage hören mag um einen längstvergessenen, weiland verschollenen Heimatsohn.



Des Kleingärtners Tagewerk im März.

In schwerem Kampfe ringen die Naturkräfte miteinander. Allenthalben macht sich die Kraft der steigenden Sonne bemerkbar. — Sie trägt schließlich, wenn auch Rücksälle nicht ausbleiben, den Sieg über des Winters Macht davon. Eis und Schnee schmelzen nunmehr rasch zusammen. Bereits schwellen die Knospen, sprossen die Keime und hier und da erscheinen auch schon die ersten Frühlingsboten auf Wiesen und Ängern. Nichts vermag die freudige Entwicklung des erwachenden Naturlebens in ihrem Drange noch länger zurückzuhalten. Auch in der Tierwelt regt sich neues Leben, am wahrnehmbarsten bei den Vögeln, immer zahlreicher erschallt ihr Jubel, immer größer wird die Zahl der zurückkehrenden Zugvögel und alle säumen nicht mehr lange mit dem Beginn des Brutgeschäftes trotz Schneegestöber und Nachtfrost. Die ganze Natur steht bereits im Banne des Frühlings.

Auch für uns beginnt nun die wichtigste Zeit für die Gartenarbeiten. Die Aussaaten im März keimen besser und rascher in dem noch durchfeuchteten Land als im April, da schon Sonne und Wind die Oberfläche des Bodens trocken legen. Darum säe man so früh, als es der Zustand des Bodens erlaubt und warte nicht erst besseres Wetter ab. Das gilt natürlich nicht für frostempfindliche und wärmebedürftige Pflanzen.

Im Obstgarten muß das Auslichten und das Ausputzen der älteren Bäume, sowie das Zurückschneiden des Formobstes namentlich in milderen Gegenden zu Anfang des Monats unbedingt beendet werden. Unfruchtbare Bäume werden mit einer dankbareren Sorte umgepflanzt, wobei man die Sorten, die sich in der Gegend gut bewährt haben, in erster Linie zu berücksichtigen sollte. Für junge Obstbäume ist jetzt die beste Zeit zu ihrer Anpflanzung. In rauhen, niedrigen und nassen Lagen wachsen sie im März entschieden besser, als die im Herbst gepflanzten. Das gilt auch ganz besonders für die empfindlichen Obstsorten, wie Birische, Aprikosen und Weineben. Sie wachsen rasch an und treiben freudig aus, wenn das Wurzelwerk gut eingebettet und mit ein paar Rannen eingeschlänmt worden ist. Auch Beerensrüucher sind jetzt zu pflanzen. Am vorteilhaftesten ist es, zweijährigen Johannisbeeren und Stachelbeeren, die schon einmal verpflückt wurden und nur verholzte Stämme, also keine direkt von der Mutterpflanze genommenen Ausläufer, zu pflanzen. Auch Abzweiger von der ersten sollten erst aufgeschult werden, bevor sie an ihren endgültigen Standort kommen. Die Erdbeerbeete sind, sobald das Land hinreichend abgetrocknet ist, in Ordnung zu bringen. Alle dicken Blätter und Ranken werden entfernt. Der im Herbst aufgebraute Dünger wird flach untergraben, wobei jedoch die Wurzeln nicht beschädigt werden dürfen.

Jetzt sind auch Vorbeugungen gegen Krankheiten und Schädlings der Obstbäume zu treffen. Gut bewährt hat sich das Besprühen der Bäume mit einer zehnprozentigen Obstbaumtarbolineum-Lösung. Dadurch wird eine Menge Schädlinge, wie Blattläuse, Schildläuse u. v. a. vernichtet. Zur Bekämpfung der gefährlichen Pilzkrankheiten, Schorf (Kastelaadium), Rostschimmel (Monilia) und Mehltau, die alljährlich die Obstbäume heimsuchen, ist das Kernobst verschiedene Mal mit einer zweiprozentigen Kupferkalkbrühe oder mit einprozentigen Kupferasenslösung zur Abtötung ihrer Pilzkeime (Sporen) zu besprühen. Zum erstenmal soll vor Laubaussbruch zum zweitenmal alsbald nach der Blüte und nach 2—3 Wochen abermals gesprüht werden. Wird nach der Blüte diese Maßnahme wiederholt, dann vernichtet man gleichzeitig auch den größten Teil der Obstmaden, die um diese Zeit aus dem Ei schlüpfen. Gleichzeitig besprühe man in derselben Weise die Stachelbeeren, wenn sie von dem amerikanischen „Stachelbeermehltau“ befallen waren. Vorher sind die heimgesuchten Triebspitzen abzuschneiden. Als Spritzmittel benutze man eine fünfprozentige Schwefelkalkbrühe. Auch die Johannisbeersträucher, die im vorigen Sommer unter der Blattfallkrankheit gelitten haben, sind in gleicher Weise zu behandeln.

Im Gemüsegarten können bereits die ersten Aussaaten, sobald der Boden betreten werden kann, gemacht werden. Vor allem sind die langsam keimenden Samen, wie Zwiebeln, Mohrrüben (Gelberüben), Petersilie zu säen, dann folgen Schwarzwurzeln, Spinat, Salat, Lauch und Radieschen. Auch Erbsen und Puffbohnen sind zu legen. Man säe all diese Samen wegen der leichten Bearbeitung der Beete

in Reihen. Die Erbsen können in flachen Kästen im Zimmer vorkultiviert und Mitte des Monats ins Freie gepflanzt werden. Ein Vorprung von 14 Tagen wird dadurch immerhin erreicht. Erst Ende des Monats, sobald sich der Boden erwärmt hat, werden die vorgetriebenen Frühkartoffeln möglichst flach gesteckt. Bei Frostgefahr sind die aufgegangenen Kartoffeln zu häufeln oder mit Mist abzudecken. In milden geschützten Lagen, können auch schon die überwinterten Kohlpflanzen ausgepflanzt werden, ebenso Steckzwiebeln, ferner Rhabarber und Gewürzkräuter.

Mistbeete können auch jetzt angelegt werden. Sie werden mit den verschiedenen Kohlsorten, Salat, Sellerie, Lauch, Karotten und Radieschen besät. Sind die Aussaaten bereits im Februar gemacht, so sind die jungen Pflanzen nunmehr auf halbwarme Frühbeete zu verpflanzen.

Im Blumengarten sind die Beete der Frühlingsblüher (Stiefmütterchen, Gänseblümchen usw.) zu säubern. Die Pflanzen erhalten einen Düngerguß. Auch die Rasenfläche ist zu reinigen, die Ranten sind abzusehen und die Wege in Ordnung zu bringen. Bei mildem Wetter decke man die Rosen ab, lichte sie aus und nehme den Rückschnitt vor.

Von Blumen werden ins freie Land ausgesät: Kapuzinerkresse, Edelweiden, Rittersporn, Lupinen, Ziermohn und Resede, dagegen sind Verloren, Petunien, Phlox, Zierabak u. a. in flache Schalen im warmen Zimmer oder ins Mistbeet aussäen.

B. C.

Rosen verlangen Lehm zu ihrem Gedeihen.

Oftmals zeigen Rosen durch einen kümmerlichen Wuchs ihr Unbehagen über den Boden an. Diese Erscheinung läßt sich meist bei sandigem Boden, dem es am Lehm fehlt, beobachten. Rosen müssen unter allen Umständen Lehm im Boden zur Verfügung haben, wenn sie durch Wuchs und Blütenreichtum betriebligen sollen. Loderer, humusreicher Lehm macht fast jede Erde für Rosenkultur geeignet. Bei dem großen Umfang, den die Rosenwurzeln mit der Zeit annehmen, kann das Gutes nicht genug getan werden. Das Pflanzloch jeder einzelnen Rose sollte mindestens ein Ausmaß von 80 Zentimeter im Durchmesser und 40 Zentimeter in der Tiefe haben und mit lehmhaltiger Erde ausgefüllt werden. Wo es an solcher fehlt, tut der Strohlamm, den man sich beim Abbruch alter Häuser leicht beschaffen kann, vortreffliche Dienste. In der Entwicklungszeit gibt Wasser und flüssiger Dünger der Rose Kraft und Leben.

Auch Rosen, die jetzt am Fenster eines warmen Zimmers getrieben werden sollen, müssen Lehm im Boden haben. Es genügt schon, wenn man die obere Erde des Topfes entfernt und sie durch sandig-lehmige Erde ersetzt.

Zum Umpflanzen gehört neue Erde.

Es ist durchaus nicht einerlei, welche Erde für die Pflanze genommen wird. Es muß hierbei auf ihre Eigenart Rücksicht genommen werden. So verlangen die starkwüchsigen Pelargonien (Geranien), Fuchsen und Heliotrop eine nährhafte Erde, die aus einem Gemisch von Mistbeet- und Rasenerde oder etwa ein Drittel Lehmbeete bestehen soll. Auch Oleander, Dazäne und Myrte gedeihen in solcher Erde sehr gut. Ebenso lieben Palmen, Gummibaum und Azalee eine kräftige mit Rasenerde gut gemischte Lehmbeete. Dagegen lag den Kakteen eine lehmige, mit Kalksteinen und Sand durchsetzte Gartenerde am besten zu. In ähnlicher zusammengesetzter Erde gedeihen auch Alpenveilchen und chinesischen Primeln.

Düngung der Zimmergewächse.

Besonders zu düngen braucht man die umgetopften Pflanzen, wenn die neue Erde recht nahrhaft ist, gerade nicht; doch Sorge man für einen Vorrat von Nährstoffen, um die Pflanzen in der Blütenbildung zu unterstützen. Nicht ratsam ist es, Knochenmehl oder Hornspäne unter die Erde zu mischen. Diese Stoffe werden zu spät für die Pflanze erschlossen. Rascher wirken die natürlichen Dünger, Kuh- und Pferdemist in verrottetem Zustande. Man gibt davon 2—3 Eßlöffel voll unten in den Topf. Damit die Erde nicht so leicht sauer wird, mengt man ihr etwas Düngerkalk (höchstens 3 Gramm auf einen Topf) bei. Die Pflanzen zeigen auch dann ein viel freudigeres Wachstum.